

Interview

S.D. Erbprinz Alois von und zu Liechtenstein mit Manfred Schlapp, Liechtensteiner Vaterland

11. Juni 2008

Manfred Schlapp: Durchlaucht, als ich erfahren habe, dass Sie 40 Jahre alt werden, wollte ich es zunächst gar nicht glauben. Als ich dann aber in den Spiegel schaute, ist mir schlagartig bewusst geworden, dass in der Tat gut 20 Jahre den Rhein hinunter geronnen sind seit dem Zeitpunkt, da ich Sie zur Matura begleiten durfte. Was waren in diesen gut 20 Jahren Ihre wichtigsten Erlebnisse und Erfahrungen?

Erbprinz Alois: Gleich nach der Matura ging es mehr oder weniger direkt nach England in die Offiziersschule Sandhurst. Anschliessend kam ich zu den Coldstream Guards nach Hongkong, was damals sehr aufregend war, einige Jahre vor der Übergabe Hongkongs an China. Danach ging ich mit demselben Regiment wieder nach London zurück. Auch das war ein spezielles Erlebnis, insbesondere die Teilnahme an der Geburtstagsparade der Königin. Dann begann das Studium. In Salzburg genoss ich die Freiheiten der Studentenjahre, denn das Studium erlaubte mir, die Zeit sehr flexibel zu gestalten.

Und wie ging es nach dem Studium weiter?

Gegen Ende des Studiums war ich bereits mit meiner Frau verlobt und die Hochzeitsvorbereitungen schon in Planung. Die Hochzeit war natürlich ein wichtiges Ereignis und fand im Juli 1993 statt, bevor es wieder nach England ging. Ich habe drei Jahre als Wirtschaftsprüfer dort gearbeitet. Dann kam ich zurück nach Liechtenstein, um mich mit der Verwaltung des Familienvermögens vertraut zu machen. Ich wollte verstehen, wie die verschiedenen Bereiche aufgebaut sind und wie sie gemanagt werden. Anschliessend wollte ich eigentlich nochmals ins Ausland gehen, aber dann gab es eine grössere Umstrukturierung bei der LGT und ich entschloss mich, diese als Teil des Projektteams zu begleiten. Bald kam auch die Verfassungsdiskussion in die entscheidende Phase, sodass ich mich schliesslich endgültig entschied, in Liechtenstein zu bleiben. Der nächste grosse Schritt war die Übernahme der Staatsgeschäfte von meinem Vater am 15. August 2004. Seitdem bin ich zwar auch noch im wirtschaftlichen Bereich tätig, aber der Schwerpunkt liegt jetzt im staatlichen Amt.

Sie sind auch Vater geworden in dieser Zeit ...

... und die Kinder, ja, die habe ich ganz vergessen (lacht).

Stichwort Kinder: Wenn Sie auf die ersten zehn Jahre Ihrer Kindheit zurückschauen: Welche prägenden Kindheitserinnerungen kommen Ihnen dann in den Sinn?

An die allerersten Jahre erinnere ich mich nur dunkel, an erste Reisen, an den Kindergarten und die ersten Freunde. Beim ersten Schultag erinnere ich mich, dass ich nicht ganz so glücklich war, weil meine Mutter irgendwo hin musste und ich der einzige war, der nicht von seiner Mutter, sondern von meiner Grossmutter begleitet wurde. Dann kam in der fünften Klasse die Aufregung mit der Aufnahmeprüfung und die Frage: Wohin kommt man danach? Man musste verschiedenste Tests machen – es gab sogar noch einen Intelligenztest – und nach erreichten Promillen wurde man damals zugeteilt. Damit bin ich jetzt schon über die zehn Jahre hinaus. Ich wurde zwar ein Jahr früher eingeschult, war aber doch schon im elften Lebensjahr, als ich ins Gymnasium gekommen bin.

In der Kindheit bestimmen Imagination und Fantasie unsere Weltsicht. Wovon träumten Sie als Kind, wenn Sie Ihre Seele baumeln liessen und den Wolken im Himmel nachsahen?

Ich kann mich nicht an eigentliche Kindheitsträume erinnern, sondern nur, dass ich manchmal einfach vor mich hingeträumt habe. Ich habe kleinen Tieren zugeschaut, wie sie krabbelten, oder habe Pflanzen angeschaut oder habe mich aufs Essen gefreut. Ich habe in der Schulzeit dann begeistert verschiedene Sportarten betrieben: Skifahren, Tennis, aber auch alle möglichen Ballsportarten wie z.B. Fussball und Volleyball. Im Klassenzimmer habe ich dann geträumt, dass bald der Pausengong ertönt und ich endlich mit meinen Freunden Sportarten ausüben kann (lacht). Ausserdem war das Lesen immer ein bisschen Träumerei. Ich las alle möglichen Bücher, angefangen bei Karl May. Wenn die Bücher stimulierend waren, hat man sich das genau vorgestellt und ist ins Träumen gekommen, wie es in den Schluchten von Kurdistan oder im Wilden Westen ausgeschaut hat.

Sooft ich in Wien bin, kommt mir die «Zauberlingel» in den Sinn. Sie haben mir einmal erzählt, dass es für Sie immer eine aufregende Sache war, wenn Sie mit Ihrem Vater in Wien waren und der Vater Sie zur «Zauberlingel» im ersten Bezirk geführt hat. Würden Sie jetzt noch einmal mit uns diese «Zauberlingel» besuchen?

Das Geschäft gibt es immer noch und ich habe es unlängst sogar einmal besucht, aber aus einem anderen Grund. Damals hat meine Mutter Scherzartikel

mitgebracht und die haben wir gerne ausprobiert, indem wir die Leute erschreckten (lacht). Heutzutage ist es anders: Mein ältester Sohn zaubert gern. Man findet dort nicht nur Scherzartikel, sondern auch Zaubertricks. Deswegen bin ich unlängst mal mit ihm dort gewesen, um verschiedene Dinge für seine Zaubertricks zu kaufen.

Enkelkinder beginnen, sich mit der Zeit mehr und mehr mit ihren Grosseltern zu identifizieren. Wie erscheint Ihnen aus heutiger Sicht Ihr Grossvater Fürst Franz-Josef?

Ich habe ihn immer in Erinnerung gehabt als jemand, der sehr interessant erzählen konnte, weil er mir als Kind besonders spannende und zum Teil unheimliche Geschichten erzählte. Später, als man sich dann für andere Themen, historische und politische, interessierte, erzählte er auch sehr interessant aus seiner Jugendzeit oder über die politische Entwicklung des Landes. Er war noch ein Vertreter jener Generation, die ohne Fernseher gross geworden ist und sehr spannend erzählen konnte.

Welche Vorbildfunktion erfüllt Ihr Grossvater?

Er ist Vorbild in dem Sinne, als dass er sein Leben sehr bewusst gelebt hat, dass er versucht hat, hier diese Zeit auf Erden so zu nützen, dass er das Beste daraus macht. Er hat nicht einfach so in den Tag hinein gelebt. Das hat damit begonnen, dass er jeden Tag in die Messe gegangen ist und sich da schon überlegt hat, wie er seinen Tag gestaltet, was er Positives für seine Mitmenschen beitragen kann, im nächsten Umfeld der Familie, aber auch im weiteren Umfeld, im Land. Das hat er versucht konsequent umzusetzen.

Ich bin seit der Hochzeit Ihrer Eltern im Lande und konnte Ihre Geburt und Ihr Heranwachsen mitverfolgen. Persönlich kennen gelernt habe ich Sie aber erst während der Gymnasialzeit. Wie beurteilen Sie das Bildungsideal, das man Ihnen vermittelt hat?

Bildung ist ja etwas, was einerseits im Elternhaus geschieht, andererseits auch an der Schule und Hochschule – und dann bildet einen natürlich auch der Freundeskreis mit. Um mich jetzt auf die Schule zu konzentrieren: Ich hatte das Glück, dass im Gymnasium viel Wert darauf gelegt wurde, eine sehr breite Allgemeinbildung zu vermitteln. Das hatte man in jener Zeit vielleicht nicht so gern. Ich kann mich daran erinnern, mit Schulkollegen diskutiert zu haben: «Die Deutschen haben es doch gut. Die können mit Sport, Religion oder Geschichte ihr Abitur machen.» Im Nachhinein bin ich aber sehr dankbar für diese breite Allgemeinbildung und denke, das ist auch etwas, worauf man heute wieder stärker Wert legen müsste. Spezialisieren kann man sich später noch. Ein weiteres wichtiges Element meiner Bildung war zu lernen, Sachen zu

hinterfragen und sich eine eigene Meinung zu bilden. Das habe ich sowohl zu Hause gelernt, aber speziell auch in der Schule.

Als Sie auf die Welt kamen, also vor 40 Jahren, habe ich die Idee eines Bildungsgutscheins entwickelt. Frater Ingbert, der damalige Direktor des Gymnasiums – es hiess damals Collegium Marianum – war von dieser Idee fasziniert und bat mich, diese Idee zu Papier zu bringen. Das tat ich. Meine ausführlichen Darlegungen müssten noch in den Archiven der Schule zu finden sein. Heute, da man das Gymnasium zu liquidieren droht, ist die Idee eines Bildungsgutscheins aktueller denn je zuvor. Denn: Welche Alternativen haben Eltern, denen der Staat keine Wahlmöglichkeiten mehr zuliesse und die nicht wollen, dass ihre Kinder eine staatliche Einheitsschule besuchen müssen? Wie lösen Sie dieses Problem?

Reiche Eltern können Ihre Kinder auch auf andere Schulen schicken. Das Problem besteht aber für jene Eltern, die sich das nicht leisten können. Dieses Problem liesse sich aber leicht lösen, wenn wir Bildungsgutscheine einführen, die es allen ermöglichen, die Schulen ihrer Wahl zu besuchen. Dadurch würde die Chancengleichheit erheblich verbessert.

Gäbe es zu den Bildungsgutscheinen eine bessere Alternative?

Ja. Ich denke, bei uns wäre ein System mit Bildungskonten noch besser. Es bewirkt eigentlich dasselbe, ist aber in der Verwaltung einfacher und hat den grossen Vorteil, dass jene Gutschriften, die in einem Jahr für den Besuch einer bestimmten Bildungseinrichtung nicht gebraucht werden, zu einem späteren Zeitpunkt für eine zusätzliche Ausbildung verwendet werden können. Ein Bildungskonto könnte für jeden bereits mit der Geburt eingerichtet werden und bis zum Lebensende gelten. Auf dieses Konto würden staatliche Gutschriften erfolgen, deren Höhe je nach Lebensabschnitt unterschiedlich ist und die nur an staatlich anerkannte Bildungseinrichtungen oder Bildungskurse überwiesen werden können.

Solche Bildungskonten könnten bereits für den Besuch von Kindertagesstätten oder den Einsatz von Tagesmüttern genutzt werden. Dies hätte meiner Ansicht nach den Vorteil, dass viel schneller ausreichend Einrichtungen entstehen, die auch besser auf die vielen unterschiedlichen Bedürfnisse ausgerichtet sind. Man könnte Bildungskonten neben den Schulen aber auch im Bereich der Lehrlinge oder für die Erwachsenenbildung verwenden und damit auch die Anreize zur Weiterbildung verbessern. Denn wer weiss, dass er ein Guthaben zur Weiterbildung hat, das verfällt wenn es ungenutzt bleibt, wird sich viel eher weiterbilden als heute.

Welche alternativen Ausbildungsmodelle könnten Sie sich im Vergleich zu den bestehenden Modellen vorstellen?

Wenn die Schulen die notwendige Autonomie oder Unabhängigkeit haben, würde ein fruchtbarer Ideenwettbewerb unter den Schulen entstehen. Die eine Schule verfolgt dann dieses Konzept, die andere jenes. Damit hätten wir ein breites Angebot von verschiedenen Modellen. Diejenigen Schulen wären erfolgreich und gefragt, die auch ihre Schüler möglichst gut unterstützen. Wenn das wirklich gelingt, können wir sehr viel positive Energie freisetzen, die in den jetzigen Strukturen gehemmt wird. Die Lehrer sind sicher mit viel mehr Begeisterung bei der Sache, wenn sie stärker selber ihren Unterricht gestalten können. Und motivierte, begeisterte Lehrer sind das Beste für die Schüler.

Und wie würde ein Konzept konkret ausschauen, das Sie favorisieren würden?

Aus eigenen Erfahrungen würde ich eine Schule vorziehen, die relativ breit ausbildet, in den verschiedensten Bereichen. Sowohl was die eigentlichen Fächer betrifft, als auch was die speziellen Fähigkeiten wie selbständiges Lernen, Teamarbeit und ein sicheres Auftreten vor einem grösseren Publikum betrifft. Das sind Dinge, die einem auch später im Leben weiterhelfen.

Aber im Grundsatz plädieren Sie für das Ideal der Allgemeinbildung.

Ja. Denn das wirkliche Fachwissen kann ich sowieso erst auf der Uni oder am Arbeitsplatz erwerben – da nützt mir das, was ich in der Schule gelernt habe, relativ wenig. Ausserdem plädiere ich für Schulen, die gut auf die individuellen Fähigkeiten der Schüler eingehen. Sie sind doch recht unterschiedlich. Das merke ich alleine schon bei meinen vier Kindern. Der eine lernt eher so, der andere eher so. Schliesslich sollte die Schule auch den kritischen Geist fördern und dazu erziehen, dass man nicht nur für sich selbst da ist, sondern sich auch für das Gemeinwesen einsetzt.

Nach welchen Grundsätzen erziehen Sie Ihre Kinder?

Ich halte es für ganz wichtig, Kindern eine Richtschnur für ihr Leben mitzugeben, auch im Sinne der religiösen Erziehung, und ihnen klare Leitlinien vorzugeben, innerhalb derer sie sich bewegen können. Diese Leitlinien sollten aber nicht zu eng sein, damit die Kinder ausreichend Freiheiten haben, um sich entwickeln zu können. Zu diesen Leitlinien gehört auch, dass man ihnen gewisse, für das spätere Leben wichtige, Umgangsformen beibringt. Denn diese sind in den Schulen nur mehr schwer vermittelbar. Schliesslich versuche ich die Interessen der Kinder zu fördern, sie auch für etwas zu animieren, wofür sie sich vielleicht im ersten Moment nicht interessieren, damit sie einen möglichst breiten Horizont bekommen – wobei das immer eine Gratwanderung ist: Man darf sie nicht zu Tätigkeiten zwingen, wenn man merkt, dass dafür die Motivation einfach nicht vorhanden ist.

Wenn Sie an die Zukunft Ihrer Kinder denken: Welche Sorgen, welche Hoffnungen, welche Wünsche bewegen Sie da?

Die Hoffnung, dass sie – wie man so schön sagt – ins richtige Fahrwasser kommen, dass sie also einen guten eigenen Weg finden und die richtigen Freunde im Leben haben. Wenn man als Eltern vielleicht manchmal nicht weiterhelfen kann, können sie ihnen weiterhelfen. Dann natürlich die Sorge, dass sie von Unfällen und Unglück verschont bleiben. Schliesslich der Wunsch, dass sie die Talente, die sie bekommen haben und die man versucht hat zu fördern, auch im positiven Sinne einsetzen und letzten Endes auf ihrem eigenen Weg glücklich werden.

In den Jahren, in denen Sie auf der Welt sind und ich im Lande bin, hat sich die Verwaltung in Liechtenstein gewaltig aufgebläht. Schon Shakespeare hat vor dem «Übermut der Ämter» gewarnt. Dazu meine Frage: Droht Liechtenstein im Würgegriff der Bürokratie zu ersticken?

Wenn ich Liechtenstein mit anderen Ländern vergleiche, ist die Bürokratie in Liechtenstein relativ erträglich. Aber es ist eine ständige Herausforderung dafür zu sorgen, dass die Bürokratie nicht überhand nimmt. Der EWR-Beitritt und auch die weiteren internationalen Mitgliedschaften, wie UNO und Europarat, sowie die Unterzeichnung vieler internationaler Konventionen waren gesamthaft sehr positiv. Aber sie bedeuten auch einiges an Bürokratie. Es müssen Daten erhoben, aufbereitet und an die internationalen Organisationen weitergeleitet werden. Oder es müssen Gesetze erlassen werden, die wir vielleicht sonst gar nicht erlassen würden. Deswegen habe ich in letzter Zeit gemahnt, dass man sich gut überlegt, welche internationalen Verträge man unterzeichnet, denn das hat immer Folgewirkungen.

Aber letztlich ist die Bürokratie hausgemacht.

Letztlich ist jede Entscheidung über eine internationale Mitgliedschaft hausgemacht und es gibt natürlich auch Bürokratie, die nicht auf internationale Vorgaben zurückgeführt werden kann. Es ist ein ständiger Kampf, dass wir nur das umsetzen, was wir müssen. Auch sollten wir uns in dem Spielraum, den wir als Staat haben, regelmässig überlegen: Was sind wirklich Staatsaufgaben? Welche Aufgaben können Private oder die Gemeinden – wo Dinge vielleicht pragmatischer lösbar sind – genauso gut wahrnehmen? Vorher haben wir uns über den Bereich Bildung unterhalten: Das wäre z.B. ein Bereich, in dem wir uns auf staatlicher Ebene darauf konzentrieren könnten, dass die Schulen gut beaufsichtigt sind und die Eltern bzw. Schüler die nötigen finanziellen Mittel für den Schulbesuch erhalten. Aber ansonsten könnte es der Staat den Schulen weitgehend überlassen, den Schulunterricht zu gestalten.

Auch auf kommunaler Ebene?

Auch auf kommunaler Ebene. Der Staat könnte die Schulen in die Selbstständigkeit entlassen – sei es unter privater oder unter staatlicher Trägerschaft. Die Schulen könnten dann eine eigene Rechtspersönlichkeit bekommen mit einem eigenen Stiftungsrat oder Verwaltungsrat. Bei den Schulen, bei denen die Trägerschaft weiterhin beim Land oder der Gemeinde liegt, würde sich der Staat dann darauf konzentrieren, den Stiftungsrat oder Verwaltungsrat der Schule zu bestellen. Die Schule würde sich aber weitgehend selbst organisieren.

Welche bürokratischen Hürden finden Sie absurd?

Wenn ich meine Kinder, die den Kindergarten besuchen, für mehr als drei Tage aus dem Kindergarten herausnehmen möchte, ist es bis jetzt notwendig, dass ich die Zustimmung des Schulamtes habe. Selbst wenn ich das in relativ bürokratischen Ländern wie Deutschland oder Österreich erzähle, lachen dort Mütter und Väter wenn sie das hören. In Liechtenstein haben wir sicher gerade im Bildungsbereich eine Überbürokratisierung. Es wäre zumindest gut, dass – wenn wir schon von aussen viel neue Bürokratie aufnehmen müssen – wir dort, wo wir schon seit langem zuviel eigene Bürokratie haben, reduzieren.

Der Schulbereich ist ein gutes Beispiel. Als ich ins Land kam, bestand das Schulamt aus eineinhalb Personen. Mittlerweile besteht das Schulamt aus fast 40 Personen. Aber nun zu einer anderen Fragestellung, und ich glaube, das ist eine sehr wichtige Frage, nämlich: die Integration von Menschen aus anderen Kulturen. Wenn man die Einbürgerungspraxis und die demographische Entwicklung der letzten acht Jahre ins Visier nimmt, könnte man den Eindruck gewinnen, dass Liechtenstein auf dem Weg zu einem Kalifat ist. Wie sehen Sie diese Entwicklung?

Diese Entwicklung hat meiner Ansicht nach zwei Gründe: Wir kennen keine doppelten Staatsbürgerschaften und jene Eltern mit muslimischem Glauben haben mehr Kinder als jene mit nicht-muslimischer Weltanschauung. Die fehlende doppelte Staatsbürgerschaft ist deshalb ein Grund, weil es eigentlich nur noch für Nicht-EWR-Bürger und Nicht-Schweizer interessant ist, sich einbürgern zu lassen. Bei uns sind das vor allem auch Muslime aus dem Balkan oder der Türkei. Die Bürger aus den EWR-Staaten und die Schweizer haben heute hingegen weitgehend dieselben Rechte wie die Liechtensteiner, mit Ausnahme des Stimmrechts, und daher keinen grossen Anreiz, ihre Staatsbürgerschaft aufzugeben. Für Reisen in ferne Länder, die Liechtenstein nicht gut kennen, kann der Liechtensteinische Pass im Vergleich zu einem Schweizer, Österreichischen oder Deutschen Pass sogar ein Nachteil sein.

Solange wir keine doppelte Staatsbürgerschaft einführen, werden wir weiterhin viele EWR-Staatsbürger - zum Teil schon in zweiter oder dritter Generation - haben, die sich als Liechtensteiner fühlen, aber keine Liechtensteiner Bürger werden. Daher denke ich, dass es für die Integration und die Entwicklung unseres Staates sinnvoll wäre, wenn wir die doppelte Staatsbürgerschaft einführen würden.

Das Fürstentum Liechtenstein und die Fürstliche Familie bilden eine Art Schicksalsgemeinschaft. Wie gedenken Sie diese Gemeinschaft weiter zu entwickeln und zu festigen?

Liechtenstein war erfolgreich in dieser engen Gemeinschaft zwischen Fürstenhaus und Volk. Dass dies nicht nur das Fürstenhaus sondern auch das Volk so sieht, hat nicht zuletzt auch die Volksabstimmung 2003 gezeigt. Von Seiten des Fürstenhauses werden wir uns auch in Zukunft gerne zum Wohle des Landes einsetzen und vor allem auch darauf achten, dass unsere Politik eine langfristige und nachhaltige Ausrichtung hat. Ausserdem werden wir weiter eine offene Tür haben, wenn jemand ein Anliegen vorbringen möchte.

Sie haben sich auf die Verfassung berufen. Man hört hin und wieder ein Murren dergestalt, dass die Verfassung noch nicht der Weisheit letzter Schluss ist. Sehen auch Sie reformbedürftige Artikel in der Verfassung?

Was die Rolle des Fürsten oder der Staatsorgane betrifft, sehe ich keinen Änderungsbedarf. Die Diskussionen wurden ja vor der Verfassungsabstimmung intensiv geführt. Die Reform hat sich in meinen Augen sehr bewährt. Nicht zuletzt auch das heiss diskutierte Verfahren, wie man Richter bestellt.

Bei den sonstigen Artikeln der Verfassung kann man natürlich diskutieren, ob einige Bestimmungen noch in die Verfassung gehören, wie z.B. jener über die Bekämpfung der Trunksucht oder jener der vorschreibt, dass die finanzielle Lage des Staates nach Tunlichkeit zu heben ist. Solche Bestimmungen würde man heute wohl streichen oder anders formulieren. Es ist ja nicht im Sinne der Bürger, dass der Staat mehr und mehr Geld scheffelt und auf seinen Reserven sitzt, sondern der Staat sollte nur soviel Steuern erheben, wie er auch wirklich braucht.

Könnte also die Verfassung gestrafft werden?

An einigen Orten wahrscheinlich schon. Jedenfalls möchte ich vor dem Gegenteil warnen, dass wir nicht den Weg anderer Staaten gehen und alles Mögliche in die Verfassung hineinschreiben. In Österreich leidet man heute zum Beispiel unter einer ganzen Flut von unnötigen Verfassungsartikeln, die während den Zeiten der grossen Koalitionen eingeführt wurden. Die Schweiz wiederum braucht viele Verfassungsartikel, um zu regeln, was Bundes- und was

kantonale Angelegenheiten sind. Wir brauchen dies aber nicht und haben heute noch eine relativ einfache und lesbare Verfassung. Allerdings müssen wir darauf achten, dass wir diese nicht leichtfertig ändern, wenn wir Rechtsbestimmungen aus Österreich oder der Schweiz rezipieren. Eine Möglichkeit, die Verfassung zu straffen, böte die Trennung von Kirche und Staat. Die vielen heutigen Bestimmungen über die Kirche könnte man wohl auf einen einzigen Artikel reduzieren, der eine umfassende Glaubens- und Gewissensfreiheit gewährt.

Wo wäre eine Verfassungsänderung sinnvoll?

Der einzige Bereich, wo ich momentan eine neue Verfassungsbestimmung für sinnvoll erachte, ist eine Verfassungsbestimmung über die Unabhängigkeit der Finanzkontrolle. Die Finanzkontrolle ist heute bei der Regierung und dem Landtag angesiedelt und sollte internationalen Standards entsprechend unabhängiger gestaltet werden.

Würden Sie in eine solche Kontrolle auch den Finanzplatz mit einbeziehen?

Nein. Für die Kontrolle des Finanzplatzes ist die Finanzmarktaufsicht zuständig. Diese gehört meiner Ansicht nach aber nicht in die Verfassung, denn dann müsste man ja die Kontrolle über die Gewerbebetriebe und die Kontrolle über die Industriebetriebe auch in die Verfassung aufnehmen. Anders ist dies bei der Finanzkontrolle, da sie das Gebaren von staatlichen Organen kontrolliert und dafür die nötige Unabhängigkeit von der Regierung aber auch von den im Landtag vertretenen politischen Parteien braucht. Dies kann am besten durch entsprechende Bestimmungen in der Verfassung sichergestellt werden, insbesondere was Bestimmungen über die Bestellung der Leitung der Finanzkontrolle, die Festlegung ihres Revisionsprogrammes und ihre Berichterstattung betrifft.

Aber Sie sehen die Notwendigkeit, dass diese Behörde den Finanzplatz Liechtenstein anders als bisher kontrolliert.

Nach den jüngsten Abgängen müsste die Finanzmarktaufsicht personell verstärkt werden. Vor allem müsste aber die Aufsicht im Treuhänderbereich verbessert werden. Allerdings braucht es dazu auch Gesetzesänderungen, insbesondere solche die regeln, wann eine Treuhänderbewilligung entzogen werden kann.

Ich darf auf Ihren Geburtstag zurückkommen. Eine alte Volksweisheit besagt, dass bei Tirolern die Menschwerdung des Mannes mit 50 beginnt, beim Rest der Menschheit schon mit 40. Dieser Weisheit zufolge stehen Sie jetzt am Beginn der Menschwerdung. Wie sehen Sie dieser interessanten Entwicklung entgegen?

Man kann die Menschwerdung sehr unterschiedlich verstehen. Ich hoffe natürlich, dass ich schon viel früher Mensch geworden bin (lacht). Aber wenn es darum geht, dass man als Mensch noch weiter reift, dann bin ich der Meinung, dass man nie auslernt, weder mit 40 noch mit 50. Ich habe das Glück, eine Funktion auszuüben, bei der man eigentlich jeden Tag etwas Neues lernt.

Die Menschwerdung des Mannes ist ein sehr behutsamer, aber spannender Prozess. Ich als Tiroler werde die Früchte der Menschwerdung erst mit 100 Jahren ernten können. Sie bereits im zarten Alter von 80 Jahren. Und so wünsche ich Ihnen von Herzen 40 schöne, spannende und erlebnisreiche Jahre der weiteren Menschwerdung.

Dankeschön.